

mehr tun als untergehen und aufgehen, nichts anderes mehr als anbeten. Venite adoremus! Kommt, laßt uns anbeten, das ist der Sinn all unserer Wege, das ist unser Gehen und Kommen und Ankommen: Beten und Anbeten!

Seht ihr nun auch, was es mit den Gebetsworten auf sich hat? Ja, meine Freunde, ich weiß, auch das ist ein Kummer, der auf euch drückt: Was sollen wir mit den Worten machen, die man uns „beten“ lehrt und heißt? Meine Freunde, laßt euch diese Worte, die ihr nicht einmal recht versteht, nicht verdrießen! Aber achtet sie auch nicht gering. Denn seht, Worte gehören doch auch irgendwie zum Beten. Freilich nicht in Massen. „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht viele Worte machen“, sagte Er, der Meister. Aber einige Worte hat doch auch er uns gelehrt: „Vater unser...“ Wenige Worte und leise Worte. Er meinte nicht, daß wir beim Beten eine Rede vortragen oder eine Vorlesung halten sollen, zu der Gott den Hörer abgeben muß. Beten heißt auch nicht einen Aufsatz verfassen; denn Beten ist nicht eine Selbstbespiegelung, sondern eher eine Selbstverschleierung. Beten heißt, sein Haupt verhüllen und die Augen schließen und die Hände zusammenlegen wie zu einem ununterbrochenen Stillesein. Beten ist innerste Schamhaftigkeit, ist ein Verstummenwollen und eine ewige Schweigsamkeit.

Und doch, wie das Haupt sich neigt und die Hände sich falten, so formt sich auch der Mund zu einem Wort. Wenn es auch vielleicht mehr als ein Flüstern ist, wie ein halblautes und verstohlenes Sprechen. Oder es ist wie eine ausbrechende Flamme, das Gebetswort, eine Flamme, die von der inwendigen Glut nicht mehr zurückgehalten werden kann. Der Betende möchte sich ganz nach innen kehren, ganz in sich versammelt werden, aber diese Sammlung und Versammlung der Seele wird so stark, daß Flammen ausbrechen, daß Dämme zerreißen, daß Gefäße überfließen. Das sind dann die Worte des Betenden. So hat Jesus am Kreuz gebetet: Kleine, aber heiß zuckende Flammen brachen hervor aus seiner Liebe und seiner Not. Ach, daß alle unsere Gebetsworte so wären! Sie können nicht alle, nicht immer so sein. Aber ein fernes Wetterleuchten laßt sie doch sein, ein Echo von Gewittern, die irgendwo niedergingen; einen fernen Schein am nächtlichen Himmel laßt eure Gebetsworte sein, der da kündet, daß etwas Großes, Unfaßbares irgendwo in der Tiefe eurer Seelen geschehen ist, daß der Glanz von Gottes Angesicht euch getroffen hat.

## Die Heilige Schrift als Grundlage der Christianisierung Deutschlands

Von Wilhelm Sieber

**D**ie katholische Kirche ist in allen ihren einzelnen Teilen und in ihrer ganzen Entwicklung gegründet auf einen lebendigen, persönlichen, wesenhaften, klar und bestimmt erkannten und geglaubten, ins Fleisch gekommenen und zur Herrlichkeit des Vaters zurückgekehrten Christus, ihren göttlichen Stifter und Herrn. Christi Leben und Lehre mußten



daher zur Grundlage aller Predigt und Lehre gemacht werden, wohin immer die Kirche ihre Missionare entsandte; die Dogmen und Gebote der Kirche durften sich nur auf Gottes Wort, so wie es in den beiden Testamenten und durch die Predigt der Apostel überliefert worden ist, stützen<sup>1</sup>.

So wurde die Kenntnis der Heiligen Schrift naturnotwendig nicht nur zum vordringlichsten Erfordernis für die Bekehrer aller Zeiten und bei allen Nationen, sondern auch für jedes dem Glauben an Christus gewonnene Volk. Deshalb ist ein volles Verständnis der Entwicklung des Abendlandes, der Wandlung von altgermanischem Gedankengut bis zur völligen Durchdringung des persönlichen und des öffentlichen Lebens mit christlichem Lehrgehalt nur möglich, wenn man weiß, daß im Mittelpunkt dieses Werdeganges die Bibel stand. Von ihr aus, die das geoffenbarte Wort Gottes übermittelte und Christi Lehre jedem Menschenkinde nahebrachte und verständlich machte, wurde alles und jedes bestimmt. Alle Erscheinungen und Ideen, mochten sie schon im Volksleben gegeben und bekannt sein oder erst im Laufe der Zeit neu auftauchen, ob sie nun religiöser oder politischer, sozialer oder wirtschaftlicher, künstlerischer oder wissenschaftlicher Art waren, wurden unter dem Blickwinkel der Heiligen Schrift betrachtet und geprüft, aufgenommen oder verworfen.

Bereits mehrere Jahrhunderte vor einer planmäßigen Missionierung der heutigen deutschen Gaue und Landschaften war das Christentum nach dem keltischen Irland und dem sächsischen England gekommen. Eine wahre Fülle von Quellenschriften, die vom 5. bis zum 8. Jahrhundert reichen, bekundet, daß dort jedem der Missionare und Prediger strengstens vorgeschrieben war, dafür zu sorgen, „daß die ihrer geistlichen Obhut Anvertrauten die ‚Zehn Gebote‘, das ‚Gebet des Herrn‘, das Apostolische Glaubensbekenntnis, die laut gesprochenen oder gesungenen Worte des Taufritus und der heiligen Messe in der Volkssprache geläufig erlernten“; überdies galt als kirchliche Vorschrift, daß die Priester jeden Sonntag „die einschlägige Lesung aus dem Evangelium und aus den Briefen der Apostel in der Sprache des Volkes halten mußten“<sup>2</sup>. Von den

<sup>1</sup> In seinem großangelegten Quellenwerke „Papst Gregorius VII.“ untersucht der Historiker Gfrörer auch die Entwicklung des innern Gefüges der Kirche in der Zeit zwischen dem 4. und 7. Jahrhundert und kommt zu dem Schlusse: „Seit durch die großen Konzilien die christlichen Dogmen, namentlich die Lehren von der Dreieinigkeit und den beiden Naturen in Christo, für immer festgestellt wurden, hat die römische Kirche mit unerschütterlicher Festigkeit die Quellen des Glaubens, Überlieferung und Schrift, festgehalten, mochten die herrschende Meinung des Tages und die Philosophenschulen einwenden, was sie wollten. Jeder Urteilsfähige — ich nehme selbst Heiden nicht aus, sofern sie die Urkunden des Christentums gelesen haben — wird zugeben müssen, daß nur die römische Fassung jener Dogmen genau dem entspricht, was die Evangelien, die Briefe der Apostel sowie die älteren Väter, welche vor den Zeiten der großen Konzilien lebten, bezüglich der fraglichen Punkte einstimmig lehren.“

<sup>2</sup> Montalembert (Die Mönche des Abendlandes V 171 ff.) erbringt hierfür nach den ältesten Quellen eine große Zahl von Beweisstücken.



irländischen und angelsächsischen Mönchen wurden diese Übungen natürlich auch zu den stammverwandten Brüdern Germaniens gebracht und hier mit der gleichen Gewissenhaftigkeit gepflegt, wie allüberall im Umkreis der Kirche Christi.

So wurde die Heilige Schrift auch für die germanischen Volksstämme in ganz ausgeprägtem Maße zur Gestalterin allen Lebens, zur Grundlage für jegliche Theorie und Praxis.

Ein auch nur oberflächlicher Blick in die schriftlichen Denkmäler aus der Frühzeit deutscher Geschichte beweist, daß vor allem die Geistlichen eine gründliche Kenntnis der Heiligen Schrift besaßen, daß aber neben ihnen auch die Laien, die Fürsten<sup>3</sup>, die Kriegsmänner, selbst viele arme Leute aus dem Volke sie genau gekannt haben, daß manche von ihnen sie beinahe auswendig wußten<sup>4</sup>. Nur deshalb vermochten sie ja auch die zahllosen Anführungen und Anspielungen auf biblische Texte, wovon die Gespräche, die Korrespondenzen, die Urkunden, die geschriebenen Akten voll und mit denen die geschichtlichen Erzählungen und Predigten jener Zeit überladen waren, zu verstehen<sup>5</sup>. Aber selbst die nicht im Lesen ausgebildeten Gläubigen wußten von den Offenbarungsgeheimnissen der Bibel, von ihren Gebeten und Mahnungen. „Denn der Gottesdienst, die religiösen Übungen, die Kirchen mit ihrer Ausstattung brachten sie, auch wenn sie sie nicht direkt dem Ohr verkündeten, doch durch den Gesamtinbegriff aller Mittel ihrer Darstellung den Sinnen durchaus zur Anschauung. Außer dem geschichtlichen Inhalt der Heiligen Schrift wurden die hellsten Glanzpunkte aus dem Leben und Wirken der Kirche dem Christenvolk immer und auf die vielartigste Weise entgegengehalten.“<sup>6</sup> Nur durch diese ständige Beschäftigung mit der Heiligen Schrift, durch derartige ununterbrochene Hinweise auf sie, ist es erklärlich, daß unsere Vorfahren, wann immer sie ihren Gedanken Ausdruck gaben, Stellen aus der Bibel einflochten, mit Sentenzen aus ihr die Niederschriften förmlich spickten, sich vielfach völlig ihren Begriffsbestimmungen anpaßten, ihre Deutungen und Bilder in die eigene Darstellung einflochten, sie in mannigfachster Art variierten, ihre Redewendungen in der vielgestaltigsten Umformung neu

<sup>3</sup> Wir wissen beispielsweise vom Landgrafen Hermann von Thüringen, „daß er sich niemals zu Bette legte, bevor er entweder in der Heiligen Schrift oder in dem Heldenbuch der Deutschen gelesen“; die spätere Zeit setzte es als selbstverständlich voraus, daß die Fürsten mit der Bibel vertraut seien.

<sup>4</sup> Von Abt Ceolfried, dessen Leitung um das Jahr 700 die beiden Klöster Wearmouth und Yarow in Ostanglien unterstanden, berichtet Beda (*Vita Ceolfriedi*, in *append. op. min.* p. 325), daß er zwei vollständige Exemplare der ganzen Heiligen Schrift, nach der Übersetzung des hl. Hieronymus, die er von Rom mitgebracht, abschreiben und in jeder seiner beiden Kirchen niederlegen ließ, „damit sie von jedermann, wer immer wollte, gelesen und nachgeschlagen werden könnten“.

<sup>5</sup> Hierzu besonders Max Hackelsperger, *Bibel und mittelalterlicher Reichsgedanke* (1935). Hackelsperger verfolgt mit seiner Arbeit vorwiegend den Zweck, „in systematischer Weise die Bibelstellen aufzuzeigen, die in der salischen Zeit der kirchenpolitischen Streitigkeiten als Mittel des Angriffs oder der Abwehr verwendet wurden“; aber über diese Hauptaufgabe hinaus finden wir bei ihm viele und für die Kenntnis jener Zeit äußerst wichtige Aufschlüsse.

<sup>6</sup> So Hurter, Innozenz III. und seine Zeitgenossen IV 504.



prägten, kurz: biblische Texte mit einer überraschenden Vielseitigkeit dem erstrebten Zwecke anpaßten<sup>7</sup>. Es ist durch zahllose Dokumente zu belegen, daß das ganze religiöse und öffentliche Leben des Mittelalters von der Kenntnis unserer heiligen Bücher durchdrungen war und nach ihr gestaltet wurde.

Kirche und weltliche Gesetzgebung achteten aber auch mit dem größten Nachdruck darauf, daß dem Volke das Wort Gottes nach den biblischen Texten verkündet wurde. Schon das zweite germanische Nationalkonzil (743 zu Liftinä-Estinnes) forderte, und damit stimmte es durchaus mit den noch viel weiter zurückreichenden Vorschriften der irländischen und der angelsächsischen Synoden überein, daß jedem Täufling ein gründlicher Unterricht an Hand der Heiligen Schrift erteilt sein mußte, bevor er zur Taufe zugelassen werde. Dieses Gebot brachte Karl der Große im Jahre 789 damit in Erinnerung, daß er für das ganze Gebiet seines Reiches anordnete, „es müßten dem Volke die Hauptstücke der christlichen Glaubenslehre an Hand der Heiligen Schrift gründlich ausgelegt werden“.

Überdies beschloß im Jahre 802 eine Reichsversammlung, „daß jeder Laie das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis auswendig lernen sollte“; unter Berufung auf den strengen kaiserlichen Befehl wurde eine ernste Ermahnung zur Befolgung dieser Vorschrift im ganzen Reiche verkündet.

Seit den frühesten Zeiten war es üblich, daß die christlich gewordenen Germanen in den Worten der Heiligen Schrift beteten. Das Vaterunser, als eines der Kernstücke der Bergpredigt, war den Ost- und Westgoten durch Wulfilas Bibelübersetzung bereits im 4. Jahrhundert bekannt; sie beteten es wie folgt:

Atta unsar thu in himinam weihnai namo thein.

Vater unser, du im Himmel, geheiligt werde Name dein.

Quimai thiudinassus theins.

Komme (das) Reich dein.

Wairthai wilja theins swe in himina jah ana airthai.

(Es) geschehe (der) Wille dein wie im Himmel auch auf Erden.

Hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga.

Brot unseres das dauernde gib uns heute.

Jah aflet uns thatei skulans sijaima, swaswe jah weis afletam thaim skulam unsaraim.

Und vergib uns, die (wir) Schuldner sind, wie auch wir vergeben den Schuldigern unseren.

Jah ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin.

Und nicht führe uns in Versuchung, sondern erlöse uns von (diesen) Übeln.

Unte theina ist thiudangardi jah mahts jah wulthus in aiwins. — Amen.

Denn dein ist Reich und Macht und Herrlichkeit in Ewigkeit. — Amen.

Auch der vor dem Jahre 850 entstandene „Weißburger Katechismus“ hat uns das Vaterunser in altgermanischer Fassung, und zudem die Kenntnis von „so ziemlich allen Hilfsmitteln pastoraler Wirksamkeit“ zusammengefaßt überliefert, jede Einzelheit in strengster Anlehnung an die Heilige Schrift; der in ihm enthaltene Beichtspiegel, die älteste in

<sup>7</sup> Hackelsperger erbringt für diese Tatsache eine übergroße Fülle von Belegen.



deutscher Sprache bekannte Anleitung zur Gewissensforschung, wird durch den Galaterbrief des Apostels Paulus erläutert<sup>8</sup>.

Die Forderung Hugo von Trimbergs, der um das Jahr 1200 schrieb:

Die Heilige Schrift muß immer sin  
doch aller Künste Kaiserin,

hatte das Christentum des 9. Jahrhunderts schon im vollsten Umfange vorweggenommen, wie uns die ältesten Dichtungen aus germanischer Frühzeit bekunden. Dem gegen Ende des 8. Jahrhunderts niedergeschriebenen, im oberbayrischen Kloster Wessobrunn aufgefundenen deutschen Gebet war eine Zusammenfassung des biblischen Schöpfungsberichtes vorangestellt:

Dat gafregin ih mit firahim firiwizzo	Das erfuhr ich unter den Menschen
meista,	Wunder größtes,
Dat ero ni was noh ufhimil	Daß Erde nicht war noch Oberhimmel,
Noh paum noh pereg ni was, ni noh	Noch Baum noch Berg nicht war, auch
heinig,	kein...
Noh sunna ni scein,	Noch Sonne nicht schien,
Noh mano ni liuhta, noh der mareo seo	Noch Mond nicht leuchtete, noch die
	herrliche See.
Do dar niwiht ni was enteo ni wenteo	Da dort nichts nicht war der Enden
	noch Wenden,
Enti do was der eino almahtico cot,	Und da war der eine allmächtige Gott,
Manno miltisto, enti dar warun auh	Der Mannen mildester, und da waren auch
manake mit inan	manche mit ihm
Cootlihhe geista. Enti cot heilac...	Göttliche Geister. Und Gott heiliger...

Die christliche Auffassung von der Weltschöpfung aus dem Nichts hat hier also bereits die altgermanische verdrängt; „Zeile für Zeile folgt das Gedicht der Bibel“<sup>9</sup>. Das Gebet selbst ist von rührender Schlichtheit und Innigkeit:

„Allmächtiger Gott, der du Himmel und Erde geschaffen, und der du dem Menschen so vieles Gute verliehen hast, gib mir in deiner Gnade rechten Glauben und guten Willen, Weisheit und Klugheit und Kraft, den Teufeln zu widerstehen und Böses zu vermeiden und deinen Willen zu wirken.“

Wie auf dem Pergamentblatt mit dem Wessobrunner Gebet die Welten-Schöpfung, so ist in dem als „Muspilli“ bekannten Bruchstück eines Gedichtes, das um 821 entstanden sein dürfte, der Welten-Untergang behandelt; es ist „eine Betrachtung voll hohen Schwunges und düsterer Glut über die Geschehnisse der Menschenseele am Tage des Weltgerichtes“<sup>10</sup>. Herüberleitend vom Kampf der Engel und Teufel um eine Seele, schildert der Dichter den Streit zwischen Elias und dem Antichrist. Und wenn des Propheten Blut zur Erde träufelt, dann entfacht sich der Weltbrand; der Himmel schwillt in Glut, es fällt der Mond, kein Stein bleibt auf dem andern. Nun fährt der Tag des Gerichtes ins Land, und alles Irdische schwindet. In Scharen kommen die Toten herbei, und jedes Glied muß seine Sünde bekennen. „Die grandiose Anschauung der

<sup>8</sup> Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften I 28.

<sup>9</sup> Ebd. 32.

<sup>10</sup> Engel, Geschichte der deutschen Literatur I 33.



Apokalypse“, erklärt Nadler sehr zutreffend, „riß den Germanen, in dem gleiche Mythen eben zu Ende klangen, mit fort.“

Mehr aber als diese frühzeitigen Bruchstücke altgermanischer Dichtung bekundet die gewaltige poetische Verdeutschung des biblischen Berichtes über Jesu Leben und Lehre, die unter der von Schmeller gegebenen Bezeichnung „Heliand“ heute allbekannt ist, wie sehr sich von der Heiligen Schrift aus das christliche Leben unserer Vorväter formte. Diesem kostbaren, um 825 entstandenen Zeugnis für altgermanisches Glaubensleben ist es ganz und gar nur um das praktische, ins Leben des Volkes übertragene Christentum zu tun. Der Dichter „will seinen Sachsen die Geschichte Jesu und seiner Jünger menschlich nahebringen, er will sie mit freudiger Hingabe an Christus als ihren Herrn erfüllen, er will die Sitten des kriegerischen, hartmutigen Volkes durch die sanften Lehren des Heilands mildern. Und er ist seiner Aufgabe gewachsen, weil er, von ernster und warmer Liebe zum Christentum erfüllt, doch ein Sachse geblieben ist und durchaus denkt, sieht und spricht wie sein Volk.“<sup>11</sup>

Die stärkste sittliche Macht im sozialen Leben der Germanen, die Männtreue, nimmt er auch für die Religion in Anspruch. Wohl um des Heldentums des Heilands willen läßt er aus dessen heißem Gebetsringen am Ölberg die Bitte, den Kelch vorübergehen zu lassen, fort. Auf Christi Königtum, seiner beiden Eltern königliche Abstammung, legt er besonderes Gewicht. Dort, wo sein Ahnherr, der mächtige David, seinen Hochsitz gehabt hatte, in Bethlehem, ward der „manno drohtin“, der Herr der Menschen, geboren, und die Mutter wickelt das Kind alsbald in Prachtgewänder; daneben nimmt sich dann freilich die Krippe, in die es gelegt wird, gar wunderlich aus. Auch in der christlichen Verwandlung verleugnet sich nicht der aristokratische Charakter des altgermanischen Nationalepos, das ja durchaus nicht so sehr von der Masse des Volkes als an den Höfen und auf den Edelsitzen gepflegt wurde.

Aber das hindert den Dichter keineswegs, den vielfach vom Althergebrachten abweichenden Kern der christlichen Sittenlehre seinen Volksgenossen eindringlich zu Gemüte zu führen. Die Lehren der Demut, Sanftmut und Liebe, ja selbst der Feindesliebe, die Gefahren des Reichtums, die Gnade, welche die Armen und Bedrückten und deren Beschützer vor Gott finden, alles das wird in Christi Reden und Gleichnissen, die den Mittelpunkt der Dichtung bilden, ausführlich erörtert, ohne alles Eifern und ohne allen Glaubensfanatismus, im Tone ruhiger Weisheitslehre und ernster, ans Herz greifender Mahnung. So klar durch den ganzen „Heliand“ die altgermanische Auffassung hindurchgeht, ebenso deutlich zeigt sich in diesem urdeutschen Leben Jesu doch immer wieder, daß „der Dichter durchaus Ernst macht mit der christlichen Sittenlehre, wenn er auch das fremde Reis auf den Stamm heimischer Anschauungen impft“<sup>12</sup>.

<sup>11</sup> Dr. Friedrich Vogt und Dr. Max Koch, Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart I (1934) 34.

<sup>12</sup> Ebd. 35. — „Am meisten betont der Dichter des Heliand an Jesus die Lehre“, schreibt Andreas Heusler in seiner Einführung zu einer Neuausgabe von Simrocks Heliand-Übertragung (1934, S. 9), „also die dem Verstande faßliche Seite, die sittliche Vorschrift und die Offenbarung von ewigem Lohn und Strafe“.



Wie in die Kunst, so gingen die Lehren (vielfach sogar die wörtlich übernommenen Texte) der Heiligen Schrift auch in die Rechtsbegriffe unserer Vorväter über. An dieser Tatsache läßt sich die Wirkung, die von ihr aus in alle Lebensbetätigungen und -auffassungen des Volkes getragen wurde, vielleicht am sinnfälligsten dartun. Die ältesten Sammlungen altdeutscher Gesetze, vor allem der „Deutschenspiegel“ und der „Schwabenspiegel“<sup>13</sup>, enthalten ungezählte Anklänge an Texte aus der Heiligen Schrift, wenn nicht gar direkte Hinweise auf solche. Damit folgte man wieder nur dem von Karl dem Großen gegebenen Beispiele, der um das Jahr 800 dem Klerus seines Reiches Anweisungen „für die beste Art der Predigt“ gegeben und beispielsweise vorgeschrieben hatte: „Hindert sorgsam, wie Wir schon oft befohlen haben, gemäß dem Gebote des Herrn, jeden Diebstahl, ungebührliche Ehen und falsches Zeugnis; mahnet mit allem Eifer, daß die Kinder ihre Eltern ehren. Es muß auch gepredigt werden, welches Übel der Haß und der Neid ist, denn es steht im Gesetz (3 Mos. 19, 17): ‚hasse nicht den Bruder in deinem Herzen‘, und der Evangelist Johannes sagte (1 Joh. 3, 15): ‚Sündigt dein Bruder, so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm allein.‘ Mordtaten innerhalb der Gemeinde sollen nicht Ursache der Rache, der Habgier und des Raubes sein, und wo sie gefunden werden, sollen sie von dem rechtmäßigen Richter nach dem Gesetze abgeurteilt werden, und es soll kein Mensch getötet werden, außer wenn es das Gesetz befiehlt.“

Angesichts einer solchen innigen Vertrautheit mit den heiligen Büchern, die seit den christlichen Frühzeiten als ganz selbstverständlich galt, vermag man es erst recht zu verstehen, „wie buchstäblich dann auch die Schrift ins Leben umgesetzt wurde“. Auf jeder ihrer Seiten bekunden das die „Bekehrergeschichten“ vom 9. bis zum 13. Jahrhundert, die sowohl in ihrer literarischen Form als auch im Erzählten „die Schrift kopieren, gelebte Schrift wiedergeben. Man muß diese Radegundis-, Gertrudis-, Lioba-, Bonifatius-, Willibrord-Viten lesen, um die Bedeutung der ‚Schrift‘ wie das Aufgebot an Lebensenergie von Anfang an richtig zu würdigen“<sup>14</sup>.

Die aus den frühchristlichen Bekehrergeschichten ebenso wie aus ungezählten andern Beweisstücken klar sich ergebende Tatsache, „daß sich die gesamte religiöse Entwicklung des Mittelalters unter dem maßgebenden

<sup>13</sup> Der „Deutschenspiegel“, das ist „der Spiegel deutscher Leute“, faßte um 1235 in teils freier Bearbeitung, teils oberdeutscher Übersetzung das im alten „Sachsenspiegel“ übermittelte sächsische Gewohnheitsrecht zusammen und ergänzte es durch Rechtsbräuche auch der außersächsischen Gaue. Später hieß man diese Gesetzessammlung nach einer neuen Überarbeitung den „Schwabenspiegel“. — Ein köstliches Beispiel dafür, wie man nur in der Heiligen Schrift den Maßstab für die Wertung aller Dinge suchte, sei hier verzeichnet: Christus sprach die Ehebrecherin los; also, sagten die einen, gehört der Fall nicht unter Strafe. Das war aber wieder für „gewisse Kleingläubige“ so ungeheuerlich, daß sie lieber die ganze Erzählung bei Joh. 8 aus den Handschriften tilgten, um nicht Mißdeutungen Raum zu geben.

<sup>14</sup> So wörtlich Heinrich Günter, *Deutsche Kultur in ihrer Entwicklung* 75 ff. Dort auch der obige Hinweis auf die Behandlung der Bibelstelle über den Ehebruch.



Einfluß der Bibel vollzog und daß die christlichen Völker dieser Zeit mit der vollen und ursprünglichen Kraft ihrer Überzeugung darangingen, die Forderungen der Heiligen Schrift zu verwirklichen“<sup>15</sup>, rechtfertigt wohl eine etwas weiter zurückgreifende Untersuchung über die Wege, auf denen die Bibel zu den germanischen Völkern kam, und über die Art, wie sie von diesen dann aufgenommen und zur Lehrmeisterin des Lebens gemacht wurde.

Bis zur Zeit der Vereinigung sämtlicher Königreiche der Heptarchie herrschte über das englische „Westsachsen“ das Geschlecht Cerdics, dessen Stammbaum auf Odin zurückgeführt wurde<sup>16</sup>. Diesem Geschlechte der germanischen Eroberer entsproß Aldhelm der Mönch († 709), der dreißig Jahre lang die Abtei Malmesbury, von 705 ab als Bischof auch die Stadt und den ganzen Diözesanverband Sherburne und Salisbury, leitete<sup>17</sup>.

Als Aldhelm sich zur Bischofsweihe in Canterbury aufhielt, erfuhr er, daß Schiffe aus dem Lande der Moriner (im heutigen Frankreich) bei Dover angelegt hätten, und daß unter ihrer Ladung vermutlich Bücher oder andere für seine Kirche nützliche Gerätschaften zu finden seien. Sogleich begab Aldhelm sich nach Dover, und unter den am Gestade ausgebreiteten Waren „entdeckte er in der Tat viele Bücher, darunter einen Band, nach dessen Preise er fragte, nachdem er in demselben lange geblättert hatte. Die Matrosen, die ihn so ärmlich gekleidet sahen, spotteten über ihn und stießen ihn unter Schmähreden zurück. Bald erhob sich ein Sturm, der das vor Anker liegende Schiff in Gefahr brachte. Aldhelm warf sich rasch in ein Boot, um der bedrängten Schiffsbemannung zu Hilfe zu eilen. „Sein Gebet beruhigte das Meer und rettete die Schiffsleute.“ Diese, beschämt und gerührt von seinem Edelmut, gaben ihm jetzt das gewünschte Buch umsonst; es war eine vollständige Bibel Alten und Neuen Testaments, die er als kostbares Kleinod nach Malmesbury mitnahm.“<sup>18</sup>

Dieser Bericht aus der „Vita Aldhelmi“ weist auf eine der ältesten Bekundungen der Freude eines germanischen, römisch-katholischen Mönches am Besitze einer Bibel hin. Sein Zeitgenosse Beda legt überdies besonders Wert auf die Feststellung, daß Aldhelm sich „eine gründliche Kenntnis der heiligen Schriften“ angeeignet hatte, und daß er der drei

<sup>15</sup> K. Holzhey, Die Inspiration der Heiligen Schrift in der Anschauung des Mittelalters von Karl d. Gr. bis zum Konzil von Trient S. III.

<sup>16</sup> Die Stammtafel der Könige von Wessex berichtet von Cerdic († 534), er sei ein Abkömmling Odins im 9. Grade gewesen und mit Hengist und Horsa im Jahre 450 in England gelandet. Das Geschlecht Cerdics führt in gerader Linie bis zu Alfred dem Großen (871–905).

<sup>17</sup> Beda, Hist. eccl. V, 18. Außer den Notizen bei Beda († 735), dem „Vater der englischen Geschichtschreibung“, ist zu verweisen auf die „Vita Aldhelmi“ von Wilhelm von Malmesbury, im vollständigen Text neu herausgegeben in der „Anglia Sacra“ von Warton, Bd. I.

<sup>18</sup> Wilhelm von Malmesbury, „Vita Aldhelmi“, bei Warton 20. Diese Bibel war zur Zeit, da Wilhelm von Malmesbury schrieb, also vierhundert Jahre nach dem Tode Aldhelms, im Kloster daselbst noch vorhanden.



biblischen Sprachen mächtig war. „Das Hebräische hatte er hinreichend inne, um die Bibel im Grundtexte lesen zu können; das Griechische las er nicht nur, sondern sprach es auch, und zwar korrekt wie ein Grieche, nach der Aussage von zwei Lehrern, welche sein Vetter König Ina aus Griechenland hatte kommen lassen, damit sie ihm bei seinen Studien behilflich seien. Das Lateinische hatte ihn eigentlich immer, mehr als nötig war, beschäftigt.“<sup>19</sup>

Wenn Aldhelm solcherart um das gründliche Studium der heiligen Schriften bemüht war, dann befolgte er, wie auch sonst in seinem ganzen Leben und Wirken, nur die von St. Benedikt dem abendländischen Mönchtum gegebene Regel. Seit er diese zu Canterbury kennen gelernt hatte, wandte Aldhelm sich von den bisher in Angelsachsen noch vorwiegend üblichen irländisch-keltischen Mönchsgewohnheiten gänzlich ab; in seinem Gedicht „Zum Lobe der Jungfrauen“ preist er Benedikt als den Führer, „der zuerst die Streitordnung für unser Leben bestimmte“, dessen Regeln für alle Klöster zur verbindlichen Norm werden mußten, denn wer sie beobachte, „werde auf geradem Pfade dahineilen, emporsteigend zu den himmlischen Höhen“.

Zu den grundlegenden Vorschriften St. Benedikts gehörte nun aber auch die, daß neben dem Gotteshause und dem gemeinsamen Speisesaale in jedem Kloster eine Bibliothek eingerichtet werden müsse. Dort sollten die Schriften der Väter zu finden sein, ihre Lebensbeschreibungen und vor allem die heiligen Bücher des Alten und des Neuen Testaments. Jeden Tag war eine bestimmte Zeit festgesetzt zum Lesen, der ganze Sonntag war für die Lesung bestimmt. In der Fastenzeit erhielt jeder ein bestimmtes Buch aus der Bibliothek, das er durchlesen mußte. So war schon durch die ursprüngliche Ordensregel selbst jeder der Benediktinermönche zur Kenntnis und zum Studium der heiligen Schriften veranlaßt. Noch zu Lebzeiten des hl. Benedikt aber war dieser Teil der klösterlichen Ordnung von einem seiner hervorragendsten Mitarbeiter mit größter Bestimmtheit nach der Richtung eines pflichtgemäßen Studiums gelenkt worden.

Der gelehrte Flavius Magnus Cassiodorus († 583), der ehemalige Kanzler des Ostgotenkönigs Theoderich, hatte nämlich seine ruhmreiche staatsmännische Laufbahn damit abgeschlossen, daß er sich in die klösterliche Einsamkeit seines Landgutes Squillace in Kalabrien zurückzog und dort im Kloster Vivarium Gleichgesinnte nach St. Benedikts Regel um sich versammelte. Cassiodor, der nun mit seinen gelehrten Mönchen wie in einer Akademie zusammenarbeitete, war auf das eindringlichste und ständig bemüht, alle zum Studium der Heiligen Schrift und zum Abschreiben der heiligen Bücher anzuhalten. „Welch glückliche Erfindung“, sagte er, „und welch rühmliche Mühe, die es den Menschen ermöglicht, mit den Händen ebenso gut wie mit der Stimme zu predigen, die Finger an die Stelle der Zunge zu setzen, mit der übrigen Welt in Verkehr zu treten, ohne das Stillschweigen zu brechen, und mit Tinte und Feder die sündhaften Eingebungen des Teufels zu bekämpfen!“

<sup>19</sup> Beda V, 18.



Denn jedes von einem eifrigen Mönch abgeschriebene Wort der Heiligen Schrift ist eine dem Satan geschlagene Wunde. Ein zugeschnittenes Rohr, indem es über den Bast hinläuft, zeichnet darauf das Wort Gottes, gleichsam um das Unrecht jenes andern Rohres gutzumachen, womit der Teufel am Tage der Passion das Haupt des Herrn schlagen ließ.“<sup>20</sup>

So waren denn im Sinne der Regel des hl. Benedikt alle seine Klostergemeinden seit dem 6. Jahrhundert tätig. Nichts lag ihnen so sehr am Herzen wie das emsige und gründliche Studium der Heiligen Schrift! Damit aber standen sie nur auf dem Fundamente, das schon zu Zeiten des Urchristentums gelegt und von den heiligen Vätern sorgsam ausgebaut worden war. Der hl. Hieronymus († 420) war ein Führer seiner Zeit, nicht nur in den weltlichen Wissenschaften, sondern vor allem in Kenntnis und Auslegung der Heiligen Schrift gewesen. In der Glutwüste von Chalcis, an der Grenze Arabiens, hatte sich Hieronymus einst wie in einer einsamen Burg abgeschlossen, um sich ungestört ins Studium des Hebräischen und Chaldäischen zu vertiefen, damit er sich die notwendigen sprachlichen Kenntnisse zur Übersetzung und Erklärung der heiligen Schriften sichere<sup>21</sup>. Im Jahre 383 erschien seine erste Ausgabe des Psalteriums, aber schon wenige Jahre später legte er zu Bethlehem nochmals die bessernde Hand an diese Erstausgabe, die dann nach einem von Origenes verbesserten Texte der Septuaginta verbreitet wurde. Diese neue Bearbeitung fand zunächst in der Kirche Galliens Eingang, dann allgemein in den keltischen Ländern und unter den germanischen Völkern, nach und nach in der ganzen abendländischen Kirche.

Von der Bibelübersetzung des hl. Hieronymus waren zu Beginn des 7. Jahrhunderts bereits fünf Ausgaben im Gebrauche, und nichts galt zu jener Zeit für verdienstlicher, als sie abzuschreiben und möglichst vielen Menschen zugänglich zu machen. Aldhelm stand also bei seinem Eifer für die heiligen Schriften nicht nur als Mönch durchaus auf dem Boden seiner Ordensregel, sondern auch als Bischof unter dem Beispiele heiliger Kirchenlehrer. Daß seine Zeitgenossen gleichen Sinnes mit ihm waren, bekunden zwei der wertvollsten Schriftdenkmäler, die wir aus dem Ende des 7. Jahrhunderts kennen. Das eine, das Erzbischof Wilfrid von York († 709) als sein Evangeliar „von lauterstem Golde auf Purpurpergament“ hatte schreiben lassen, galt als eines der Wunderwerke in der angelsächsischen Kirche<sup>22</sup>; das Evangelienbuch des heiligen Abtes Cuthbert († 687) zeichnete sich durch seinen äußern Prunk ebenso wie durch die Sorgfalt der Abschrift aus.

Zur Zeit dieser wissenschaftlich erprobten und der römischen Kirche unverbrüchlich ergebenden großen angelsächsischen Äbte und Bischöfe wuchs im Benediktinerkloster Exeter der Knabe Wynfreth-Bonifatius heran. Von Aldhelm übernahm der Lernbegierige sein ernstes wissenschaftliches Streben und die Gewißheit, daß jede Lehr- und Missionstätig-

<sup>20</sup> Cassiodorus, *De instit. divin. Script.* II, 7.

<sup>21</sup> Callombet, *Der hl. Hieronymus* (Lyon 1844) I, c. 7.

<sup>22</sup> Wattenbach, *Das Schriftwesen im Mittelalter* 135.



keit von der Autorität Roms getragen sein müsse. Als Exeter ihm nicht mehr genügte, ging er zur Weiterbildung in die Klosterschule zu Nhutscelle, die zu jener Zeit als ein Mittelpunkt aller Gelehrsamkeit galt. Hier konnte der Jüngling sich nun durchaus auf den Bahnen bewegen, die Aldhelm ihm von früher Jugend an gewiesen hatte; dieser hervorragenden Schule verdankte Wynfreth-Bonifatius vor allem auch seine ausgezeichneten Kenntnisse der heiligen Schriften.

Wie sehr der Apostel der Deutschen dann später darauf bedacht war, die von ihm so geliebten heiligen Bücher auch den germanischen Völkern zum Verständnis zu bringen und liebenswert zu machen, das bekundet jeder seiner Briefe immer aufs neue. Das eine Mal bedankt Bonifatius sich bei der angelsächsischen Äbtissin Eadburg<sup>23</sup> dafür, daß sie ihm heilige Bücher als Geschenk übersandt und so „den nach Germanien Verschlagenen mit geistigem Lichte getröstet hat“; er, der die finsternen Wälder der Völker Germaniens durchwandern muß, würde in die Schlingen des Todes fallen, wenn er nicht das Wort des Herrn als „Leuchte für seine Füße“ und als „Licht auf seinen Pfaden“ hätte<sup>24</sup>. In einem zweiten Briefe an die gleiche Äbtissin bittet Bonifatius, sie möge „jetzt mehr, was sie begonnen“, nämlich „mir in Goldschrift die Briefe meines Herrn, des heiligen Apostels Petrus zu schreiben, zu Achtung und Ehrfurcht vor den heiligen Schriften in den Augen der auf das Sinnfällige gerichteten Menschen, denen ich predige, und vor allem, weil ich die Aussprüche dessen, der mich auf diese Fahrt aussandte, stets vor Augen haben will“. Wie eindringlich St. Bonifatius seine Schüler mit der Heiligen Schrift zu beschäftigen pflegte, wie innig er sie mit ihr vertraut zu machen wußte, beweist unter anderem auch der zeitgenössische Biograph, der uns vom Leben der hl. Lioba berichtet, die um das Jahr 737 nach Germanien kam und als erste Äbtissin des Nonnenklosters Tauberbischofsheim bestellt wurde. „Die Bibel kam fast nie aus ihren Händen. Selbst wenn sie krank zu Bette lag, ließ sie sich aus ihr noch vorlesen. Einst geschah es“, so überliefert die fromme Legende, „daß die Vorleserin mit Lesen fortfuhr, als sie schon eingeschlafen war; da wachte St. Lioba sogleich auf, als man auch nur eine Silbe übergangen hatte.“<sup>25</sup>

Ein Menschenalter nach Bonifatius war der einem edlen friesischen Geschlechte entstammende Abt und Bischof Ludger († 809) um christliche Erziehung und Bildung besonders unter den Sachsen bemüht. Drei Jahre lang hatte Ludger sich in Rom auf seine Missionstätigkeit vorbereitet, und als er 785 in sein Vaterland zurückkehrte, „wurde er vom großen Karl, dem König, sogleich zum Bischof über den westlichen Teil Sachsens bestimmt“. Schon in Rom hatte Ludger sich mit dem Plane getragen, an der Grenze zwischen dem fränkischen Gebiete und dem Lande der Sachsen

<sup>23</sup> Eadburg war Äbtissin des Klosters Thanet in Wessex. — Der Wortlaut beider kulturgeschichtlich sehr wichtigen Schreiben nach der Ausgabe in den „Monumenta Germaniae Historica“ bei Tangl, Die Briefe des hl. Bonifatius 43 50.

<sup>24</sup> „Leuchten für seine Füße“ und „Licht auf seinen Pfaden“ sind Texte aus Ps. 17, 6 und 118, 105 — also in sich eine Bekundung der Tatsache, daß der hl. Bonifatius die Heilige Schrift kannte und nach ihr lehrte.

<sup>25</sup> „Vita S. Liobae“ in: Acta O. S. Bened., saec. III.



eine klösterliche Bildungsstätte zu gründen; so begann er denn im Jahre 799 auf einem ihm zu eigen gehörenden Grundstück mit dem Bau des Klosters Werden a. d. Ruhr, dessen erster Abt er wurde. In der ältesten „Vita“ Ludgers wird mit besonderem Nachdruck hervorgehoben, „daß er in den heiligen Schriften wohl bewandert war und alle Mittel benützte, um deren Kenntnis zu verbreiten“<sup>26</sup>. Zwei der wichtigsten Denkmäler altdeutscher Literatur stehen mit diesem Streben Ludgers und seiner Ordensbrüder von Werden in allerengster Beziehung: die bereits erwähnte gotische Bibelübersetzung Wulfilas und die nach ihren grundlegenden Gedankengängen schon besprochene „altsächsische Evangelienharmonie“, der „Heliand“.

Wulfila, geboren 311 als Sohn eines Goten und einer Kappadozierin († 383), war seit 340 arianischer „Bischof der Christen im Lande der Goten“. Ihm ist die erste gotische Buchschrift zu danken, deren einzelne Zeichen er mit viel Scharfsinn nach germanischen Runen, gemischt mit griechischen und lateinischen Typen, formte. In dieser ältesten Buchschrift eines germanischen Volkes schrieb Wulfila auf der Grundlage eines vom hl. Chrysostomus beeinflussten Urtextes seine Übersetzung der „Bibel Alten und Neuen Testamentes“. „Dieses älteste Schriftwerk deutscher Zunge ist eine meisterhafte Leistung und in ihrer Kunst, wenn auch nicht in ihrer dauernden Wirkung, sehr wohl zu vergleichen mit der Bibelübersetzung Luthers. Die Bibel Wulfilas ist außerdem das wertvollste Buch für die Sprachkunde aller germanischen Völker. Zwischen ihr und den ältesten literarischen Zeugnissen irgend einer andern germanischen Mundart klafft eine Lücke von drei Jahrhunderten.“<sup>27</sup> Ein vollständiges Exemplar dieser aus dem 4. Jahrhundert stammenden Handschrift hütete Abt Ludger in seiner Abtei Werden als kostbarstes Kleinod. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß diese Wulfila-Bibel auf dem Wege über die alte Ostgoten-Residenz Ravenna in die Hände Karls des Großen gekommen war und daß dieser sie einer Anstalt zur Aufbewahrung übergeben hat, der namentlich die Ausbildung des Sachsenvolkes oblag: dem Kloster Werden<sup>28</sup>.

Das zweite mit Werden in enger Verbindung stehende altgermanische Sprachdenkmal ist die als „Heliand“ bekannte „altsächsische Evangelienharmonie“, ein Werk aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts<sup>29</sup>. Nam-

<sup>26</sup> Altfred (Bischof von Mimigardefort), Vita et conversamen divi Liudgeri II 8.

<sup>27</sup> Eduard Engel, Geschichte der deutschen Literatur I 23.

<sup>28</sup> Grimm weist überzeugend nach, daß unter allen germanischen der gotische Dialekt die meiste Ähnlichkeit mit dem niederdeutsch-sächsischen hatte. Die Bibelübersetzung Wulfilas ist im Kloster Werden bis zum Dreißigjährigen Krieg sorgfältig aufbewahrt, dann erst der größeren Sicherheit wegen von dort nach Prag geflüchtet worden. Hier wurde sie 1648 von den Schweden erbeutet und nach der Universität Uppsala gebracht, wo sie heute noch („Codex Argenteus“) aufbewahrt wird. Die jetzt in Uppsala befindliche Handschrift wird noch ergänzt durch ein Wolfenbütteler Fragment und durch Mailänder Palimpseste; ein dazu gehörendes Pergamentblatt ist in Gießen.

<sup>29</sup> Joh. Andr. Schmellers erste kritische Ausgabe erschien im „Glossarium saxonium“.



hafte Literaturhistoriker nehmen an, daß diese Dichtung unter Ludwig dem Frommen als das Werk eines Sachsen, der sich dem Priesterstande gewidmet hatte, entstanden sei; ihm mag darum zu tun gewesen sein, das Evangelium vom Welterlöser seinen Volksgenossen in volkstümlicher Sprache und in einer ihnen verständlichen Form nahezubringen. Da die erste Ausbildung sächsischer Priester vornehmlich vom Kloster Werden ausging, so spricht in der Tat viel dafür, daß diese älteste von allen uns erhalten gebliebenen Dichtungen in sächsischer Mundart von einem frommen Mönche der Abtei Werden verfaßt worden ist <sup>30</sup>.

Wie Ludger im Kloster Werden dem Vorbilde getreu blieb, das durch Bonifatius und sein Kloster Fulda allen Bildungsstätten der deutschen Gaue gegeben war, so hielten es die Mönche des 8. und 9. Jahrhunderts überall dort, wo sie neue Niederlassungen gründeten. „Sobald sich ein Kloster erst einmal zu etwas gesichertem Bestehen emporgearbeitet hatte, war es vornehmste Sorge der Äbte, ihm zunächst die wichtigsten, sodann alle Bücher der Heiligen Schrift zu erwerben und in dieser Bibliothek den Grund zu einer größeren, auch anderes umfassenden, zu legen; es ward solcher Erwerb für so wichtig und bedeutend erachtet, um dessen in den Jahrbüchern der Klöster immer Erwähnung zu tun.“ <sup>31</sup>

Es mußte schon deshalb in jedem Kloster die Heilige Schrift allen Ordensangehörigen zugänglich sein, weil hauptsächlich sie dem Studium der Mönche zu Grunde lag. „Niemand“, sagte der hl. Dominikus, „kann ohne Erkenntnis der Heiligen Schrift andern die Heilswahrheiten verkünden.“ Darum empfahl er ebenso, wie das alle Ordensstifter vor ihm schon getan hatten, seinen Mönchen „anhaltendes Durchforschen beider Testamente“. Und so sehr hielt man überall an dieser grundlegenden Übung fest, daß eine zeitgenössische Chronik von einem Priester, der ins Kloster gehen wollte, berichtet, „er habe um Aufschub gebeten, bis er sich ein Neues Testament erworben hätte“.

Es war bis ins späte Mittelalter hinein auch allgemein üblich, daß die Klosterbibliotheken in hervorragendem Maße der Vermittlung der heiligen Bücher an wißbegierige Kleriker außerhalb der klösterlichen Gemeinschaft sowie an entsprechend vorgebildete Laien dienten; überdies waren sie das geistige Arsenal der Fürsten und der Großen des Landes <sup>32</sup>. Mancherlei Aufzeichnungen bekunden dies schon von den frühesten Zeiten an. So wissen wir beispielsweise, daß Kaiser Karl der Dicke einst von St. Gallen die Homilien des hl. Gregor über die Evangelien mitnahm; daß die Kaiserin Richarde aus demselben Kloster einen Kommentar über Ezechiel und der Erzkanzler Luitward die Briefe des hl. Hieronymus entlehnte. Anderthalb Jahrhunderte später ließ die Kaiserin Gisela in St. Gallen

<sup>30</sup> Vgl. Jakob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer 6—13, und Verhoeff, Die Benediktinerabtei Werden 91 f.

<sup>31</sup> Hurter IV 502. — „Kein Buch findet sich so häufig in den alten Bibliothekskatalogen wie die Bibel“, betont Michael in seiner Geschichte des deutschen Volkes (III 212) mit Recht. Die von Michael angeführten Beispiele werden von Hackelsperger in seiner schon genannten Schrift im weitesten Ausmaße ergänzt.

<sup>32</sup> Besonders vielerlei Randbemerkungen in den alten Katalogen von St. Gallen geben hierüber beachtenswerte Aufschlüsse.



um eine daselbst aufbewahrte deutsche Übersetzung des Buches Job und der Psalmen bitten.

Da „heilige Bücher“ aller Art sehr gesucht waren, kam es vielfach zu gegenseitiger Aushilfe zwischen den Klöstern verschiedener Kongregationen: man beschenkte sich mit ihnen, man schickte sie sich von weither, so daß die Nächstenliebe und der Geist der Zusammengehörigkeit dabei ihre Rechnung ebensogut fanden wie die Wissenschaft. „Wir schicken Euch hier ein Pfand unserer Zuneigung und Liebe und bitten desgleichen Eurerseits“, schrieb Durandus, Abt von Chaise-Dieu, an den hl. Anselm, damals Prior von Bec, als er ihn um die Briefe des hl. Paulus bat<sup>33</sup>.

Seit dem 8. Jahrhundert gab es im Gebiete des heutigen Deutschlands aber nicht nur ungezählte Abschriften der heiligen Bücher in lateinischer Sprache, sondern auch bereits eine große Zahl von Übersetzungen in die Landessprache. „Öffnet man“, so schreibt deshalb der Franzose Montalembert mit Recht, „irgend ein Werk eines Lehrers oder Geschichtschreibers des Mittelalters, und bedenkt man, daß es möglich war, bis auf unsere Tage bei einem beträchtlichen Teil der Menschheit den Glauben zu erwecken, die Kenntnis der Bibel sei den Verfassern oder Lesern von Büchern in jener Zeit grundsätzlich vorenthalten gewesen, so steht man vollkommen sprachlos vor der erstaunlichen Macht der Lüge und der unglaublichen Leichtigkeit, womit ihre Herrschaft sich ausbreitet und Wurzel faßt.“<sup>34</sup>

Ursprünglich war die vom hl. Hieronymus herausgegebene lateinische Übersetzung der Bibel auch in germanischen Ländern die wichtigste Grundlage für biblische Studien gewesen. Aber schon seit dem Angelsachsen Beda mühten sich viele gelehrte Mönche um gute Übersetzungen und verlässliche Erklärungen der heiligen Schriften, besonders da Karl der Große sich mit Eifer um die Pflege der Bibelwissenschaften annahm. Er hatte an seinem Hofe eine Akademie für geistiges Leben eingerichtet und zu einer ihrer wesentlichen Aufgaben die Sicherung guter Abschriften der biblischen Texte gemacht<sup>35</sup>. In einem Rundschreiben, das Kaiser Karl um 780 an alle Klöster seines Reiches erließ, rügt er es, daß er in manchen Briefen, die ihm von verschiedenen Abteien zugekommen seien, „zwar den guten Willen, aber auch die ungebildete Redeweise der Schreiber erkannt habe“. „Darum kam die Befürchtung in Uns auf“, heißt es dann weiter, „es möchte, wie die Kunst des Schreibens gering war, so auch und weit geringer als recht die zum Verständnis der heiligen Schriften nötige Bildung sein. Daher ermahnen Wir Euch, nicht allein Eure wissenschaftliche Bildung nicht zu vernachlässigen, sondern auch das Ziel Eures Ler-

<sup>33</sup> Die Briefe des Lupus von Ferrières wie jene von Gerbert, Lanfranc, Peter dem Ehrwürdigen enthalten über solchen Büchertausch mancherlei ebenso rührende wie belehrende Einzelheiten.

<sup>34</sup> Montalembert, Die Mönche des Abendlandes VI 160.

<sup>35</sup> Reuß, Die Geschichte der heiligen Schriften 517; auch Engel, Geschichte der deutschen Literatur I 27; dann besonders Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften I 26.



nens darauf zu richten, daß Ihr leichter und richtiger in die Geheimnisse der heiligen Schriften eindringen könnt.“<sup>36</sup>

Des Kaisers Lehrer Alkuin († 804), dann des letzteren berühmte Schüler Haymo, Bischof von Halberstadt († 853), und Rhabanus Maurus, Abt von Fulda und Erzbischof von Mainz († 856), neben diesen der gefeierte Walafrid Strabo, Abt von Reichenau († 849), haben sich um die Verbreitung der heiligen Schriften im deutschen Volke ganz besonders verdient gemacht. Strabos Bibelerklärung blieb mehrere Jahrhunderte hindurch die Fundgrube exegetischen Wissens. Der Diakon Paulus mußte auf Geheiß Kaiser Karls aus den Werken der Väter „Lesestücke“ zusammenstellen, die an Sonn- und Festtagen nach dem Evangelium und nach der Epistel — also „post illa“ — in der Landessprache dem Volke vorzutragen waren; im Anschluß an diesen Brauch entstand für die Erklärung eines biblischen Stoffes die heute noch übliche Bezeichnung „Postille“. Und als Otfrid, der Weißenburger Mönch, zwischen 863 und 871 sein „Leben Jesu“ schrieb, da leitete er aus der Tapferkeit und Klugheit der Franken für diesen germanischen Stamm auch das Recht ab, eine Erzählung von Christi Leben und Werk in ihrer Mundart zu besitzen. „Sollen die Franken allein darauf verzichten, in fränkischer Sprache Gottes Lob zu singen?“ fragt er:

Uanana sculun Francon, einon thaz biuuancon,  
ni sie in frenkisgon biginnen, sie gotes lob singen?

Im Vergleich zu diesen liebenswürdigen frühen Formen der Bibeldindeutschung, wie „Heliand“ und Otfrids „Christusleben“ sie uns überliefert haben, sind die andern mittelalterlichen Übersetzungen der Heiligen Schrift verhältnismäßig wenig beachtet worden, „obwohl sie in großer Zahl vorhanden waren“<sup>37</sup>. In der Tat kann vom Beginn des 9. Jahrhunderts ab eine große Zahl von Bruchstücken deutscher Bibelübersetzungen nachgewiesen und damit der schlüssige Beweis dafür erbracht werden, wie sehr die Kenntnis der heiligen Schriften schon zu den frühesten Zeiten in germanischen Ländern verbreitet gewesen ist. Teile einer Übersetzung des Matthäus-Evangeliums befanden sich bereits um die Mitte des 8. Jahrhunderts im Besitze des Benediktinerklosters Mondsee; die in St. Gallen aufbewahrte Handschrift einer verdeutschten „Evangelienharmonie“ ist eine Kopie aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts<sup>38</sup>. Dem 9. Jahrhundert gehört auch ein „Deutsches Evangelium“ an, das der Graf Heccardus von Burgund im Jahre 876 verschenkt hat<sup>39</sup>.

<sup>36</sup> „Kaiser Karls Leben“ von seinem Zeitgenossen Einhard, Vorrede zur 4. Auflage der Ausgabe in „Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit“ von Michael Tangl, S. VIII.

<sup>37</sup> Friedrich Schulze in „Deutsche Bibeln vom ältesten Bibeldruck bis zur Lutherbibel“, Leipzig 1934, Bibliographisches Institut.

<sup>38</sup> Michael (III 223) ist der Ansicht, das Original sei um 830 aus der Schule des Rhabanus Maurus hervorgegangen. Sowohl die Mondseer als die St. Gallener Handschrift bietet links den lateinischen, rechts den deutschen Text. Vgl. hierzu Walther, Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters (Braunschweig 1892) 437—455.

<sup>39</sup> Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche (1897) III<sup>3</sup> 62.



Der St. Gallener Mönch Notker Labeo († 915) ist geschichtlich als erster deutscher Bibelübersetzer nach Wulfila verbürgt. Von dem 1085 verstorbenen Abt Williram zu Ebersberg in Bayern ist eine treffliche Verdeutschung des „Hohenliedes“ erhalten; das Kloster Windberg besaß eine Psalmenübersetzung vom Jahre 1187. Andere Psalter, mit dem deutschen Text zwischen den lateinischen Zeilen, sind aus dem 12. und 13. Jahrhundert nachgewiesen; ebenso aus dem 13. Jahrhundert eine vorzügliche Übersetzung der vier Evangelien. Der protestantische Gelehrte Wilhelm Walther behandelt 202 frühzeitige deutsche Bibelübersetzungen, darunter 10 vollständige Ausgaben der ganzen Bibel, 6 unvollständig erhaltene Bibeln, 5 vollständige und 5 bruchstückweise erhaltene Ausgaben des Alten Testaments, 8 Ausgaben des ganzen Neuen Testaments, fast ausnahmslos Abschriften von noch älteren Erstübersetzungen. Auf Grund seiner umfassenden Untersuchungen schließt Walther auf einen Bestand von insgesamt etwa 3600 deutschen Bibelabschriften, die schon vor 1400 nachzuweisen sind; „es ist ungemein häufiger, als man bisher wußte, im Mittelalter an der Übersetzung der Bibel gearbeitet worden“, stellt Walther abschließend fest<sup>40</sup>.

Außer den vielen, schon von Walther nach Aufbewahrungsort und Entstehungszeit verzeichneten Teil-Übersetzungen der heiligen Bücher ist kürzlich wieder eine deutsche Bibelausgabe, die längst vor Luther unsern Vorvätern zugänglich war, bekannt geworden: ein aus der Zeit um 1300 stammender Kodex, der sich in besterhaltenem Zustande in der Stadtbibliothek zu Augsburg befindet; „in wunderbaren Lettern, auf 337 Seiten in sehr gutem Deutsch geschrieben“, enthält er eine Übersetzung des ganzen Neuen Testaments. Dem Schriftcharakter und der sprachlichen Ausdrucksweise nach „besteht kein Zweifel, daß dieser Bibelkodex um 1300 oder kurz nachher entstanden ist“<sup>41</sup>. Ebenso zweifellos ist es, daß die Augsburger Handschrift nur eine der vermutlich zahlreichen zeitgenössischen Abschriften nach einem Original ist, das wahrscheinlich dem Dominikanerkloster, vielleicht auch den Franziskanern, zu Regensburg gehörte.

So ist also die Äußerung in einer Chronik vom Beginn des 14. Jahrhunderts wohl berechtigt, daß man zu jener Zeit die Psalmen, die Evangelien und die Episteln nicht bloß „auf pürgen“ (auf Burgen), sondern auch „in Stuben und in den Heiusern“ gelesen hat<sup>42</sup>. Deshalb wird auch heute von protestantischen und katholischen Forschern übereinstimmend die Ansicht, „es hätte der mittelalterlichen Kirche die rechte Schätzung der Bibel gefehlt“, als ein Irrtum bezeichnet und rühmend anerkannt, daß die Kirche

<sup>40</sup> Walther 709. Weitere Belege bei Michael III 223 226.

<sup>41</sup> Adolf Harnack hat 1927 in Augsburg diesen Kodex gründlich studiert; seine Absicht, ihn zu publizieren, wurde leider durch seinen Tod vereitelt. Die „Frankfurter Zeitung“ (Nr. 829/30 vom 24. Nov. 1933) widmet dieser „deutschen Bibelübersetzung von 1300“ eine sehr eingehende Besprechung und ist der Meinung, es sei dieser Augsburger Kodex „eine der vielen Abschriften, wie sie damals ‚fabrikmäßig‘ in den Klosterschreibstuben hergestellt worden sind“.

<sup>42</sup> Belege bei Czerny, Die Bibliothek des Chorherrnstiftes St. Florian 238.



selbst unter den schwierigsten Zeitverhältnissen bemüht gewesen sei, „ein besseres Verständnis der Bibel zu gewinnen und sie durch Übersetzungen wie auf andern Wegen zu verbreiten“<sup>43</sup>.

## Stefan Georges „Vergottung“ des Edelmenschen Versuch einer Sinngebung aus katholischer Wertschau

Von Johann B. Schoemann S. J.

Vor dem Geist des Einzelmenschen wie ganzer Völker steht ein Menschenbild, dem sie leise huldigen, dem sie sich, ohne daß es ihnen klar bewußt wird, anzugleichen trachten. Das Menschenbild der abendländischen Völker hat sich in den letzten Jahrhunderten mehrmals gewandelt. Vielleicht darf man vereinfachend diese Wandlung so deuten: Die lutherische Lehre von der Allein-wirksamkeit Gottes und der gänzlichen Verderbtheit der menschlichen Natur trieb stolze Geister, die sich endlich mündig geworden dünkten, zu einem trotzigem Nein! Allein-wirksamkeit Gottes? Wir werden zeigen, was der Mensch ohne Gott allein aus eigener Kraft zu wirken vermag. Und sie drängten Gott immer weiter zurück in die Hintergründe des menschlichen Bewußtseins. Aber je kleiner Gott im Bewußtsein der Menschen wurde, desto kleiner, ärmer an Adel und Würde wurde auch das Menschenbild. Ja, als eine materialistische Zeit Gott ganz leugnen wollte, da mußte sie diesen „innerseelischen Vatermord“<sup>41</sup> mit einem gewaltigen Schuldgefühl erkaufen. Sie konnte dieses Schuldgefühl nur dadurch verdrängen, daß sie wie zur Selbstbestrafung den Menschen zum Tier, ja unter das Tier erniedrigte. Immer weiter wanderte der Wertblick der abendländischen Menschheit fort von dem Adel des Menschen, bis der Edelmensch ihrem Gesichtskreis fast ganz entschwunden war. „Sie gaben ihr Erbteil für ein Mus, rannten in Lärm und wüster Gier des Lebens mit plumpem Tritt und rohem Finger, sie wurden zu gedunsenen Larven mit erloschenen Blicken“ („Siebenter Ring“). In diese Zeit tiefster Menschenerniedrigung wurde Stefan George hineingeboren, ein Dichter von feinstem Sinn für die Würde und Größe des Menschen, ein „Geist begierig nach Verehrung“. Er fühlte sich wie „ein Verstoßener in klammer Luft, und aus ihm drang ein solcher Schrei zu Sternen, daß Erde nicht noch Himmel ihn ertrug“ („Stern des Bundes“). Und Antwort kam; „wie ein Blitz, der traf, war das Ding, das in ihn kam zu seiner Stunde, ungreifbar und wirklich wie ein Keim“. Ein anderer beschreibt eine solche dichterische Eingebung: „Plötzlich, mit unsäglichlicher Sicherheit und Feinheit, wird etwas sichtbar, hörbar, ein Etwas, das einen im Tiefsten erschüttert und umwirft.“ So Nietzsche („Ecce homo“ 350); schon Nietzsche war ein neues Menschenbild erschienen, und er hatte, was er schaute, mit solcher Wucht in die Menschen „geschrieen, daß ihm die Kehle barst“ („Stern des Bundes“). Er fand

<sup>43</sup> So die Real-Encyclopädie für protestantische Theologie und Kirche II 687 f.

<sup>41</sup> Zu diesem Gedanken vgl. P. Landsberg, Einführung in die Philosophische Anthropologie (1934) 36.